

Sind wir glücklich?

Autor(en): **Schmid, Karl / Knobel, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **102 (1976)**

Heft 1: **Im neuen Jahr mehr Lebensqualität!**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-596617>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sind wir glücklich?

von Karl Schmid

Imaginäres Gespräch mit einem Schweizer des Jahrganges 1899

Sind wir glücklich? Der 1899er, mit dem wir im imaginären Gespräch stehen, hätte an der Auskunft zu kauen, die er zu hören bekäme: Es geht heute zwar neun von zehn Menschen objektiv besser, als es ihnen – dem Arbeiter, Bauern, Gewerbetreibenden, Beamten, Akademiker – 1899 gegangen wäre, aber es ist eine Kunst, Menschen zu finden, welche sagen: Es geht mir gut; ich weiss, dass es mir sehr viel schlechter gehen könnte.

Die Vorbedingungen des Glücks scheinen für die Mehrheit gegeben zu sein, aber nur wenige sind offenbar tatsächlich glücklich. Es gibt Augenblicke des Glücks, gewiss: der Kauf des ersten kleinen Autos; der Aufbruch einer jungen Familie zur ersten Ferienreise; die erste AHV-Rente, die ins Haus kommt; Glück des Vaters, dessen Sohn ein Studium abschliesst, das ihm selber verwehrt war; Glück des Genesenden nach einer ärztlichen Behandlung, die erst heute möglich ist. In solchen Augenblicken wird die Veränderung zum Besseren wahrgenommen. Ältere Leute scheinen dafür begabter zu sein als andere.

Die jüngere Generation ist zu einem beträchtlichen Teil bereit, das, was uns als Fortschritt seit dem Beginn des Jahrhunderts erscheint, zu bagatellisieren. Sie fragt die Älteren: Was hat diese wirtschaftliche, im besonderen industrielle Expansion für einen Sinn gehabt? Ihr seid stolz auf die Leistungen der Nation, aber sie haben euch nicht glücklicher gemacht. Ihr habt eine Menge freie Zeit, aber keine für das, was wichtig wäre, auch keine für uns. Wenn ihr nicht am Arbeitsplatz eure Pflicht erfüllt, müsst ihr euch vom Fernsehen erfüllen lassen – dazwischen, dort wo es um das erfüllte Dasein ginge, ist Wüste. Ihr könnt Leistungserfolge vorweisen, aber ihr habt freudlose, dem Leben entfremdete, tote Seelen...

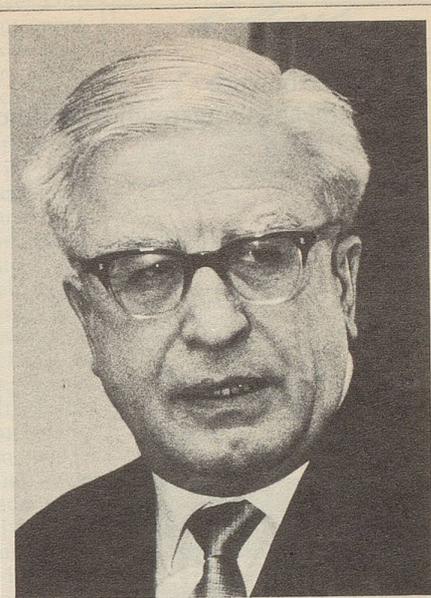
So wandern sie denn massenhaft aus, die Jungen, oder setzen sich, wenn sie dableiben, innerlich ab. Wandern aus den Elternhäusern, aus der Vaterwelt, manchmal aus dem Land. Postkarte von einer griechischen Insel oder aus Nepal: «Hier bin ich glücklich.» Keine Postkarte, wenn sie ein paar Kilometer vom Elternhaus weg in einer Kommune leben.

Steht wirklich alles zum besten?

Spott darüber ist billig, Zorn ist leicht. Schwieriger der Nachweis, dass an solchen Vorwürfen gar nichts dran sei.

Steht denn bei diesen 30- bis 60jährigen – den Vätern –, die die Dinge jetzt in der Hand haben, wirklich alles zum besten? Ist ihr Verhältnis zu Staat und Gesellschaft so viel besser als das Verhältnis der Jungen zu ihren Eltern? Ist da nicht auch Verweigerung an der Tagesordnung, tiefe Lustlosigkeit gegenüber der allgemeinen Sache, der Respublica? Wie anders wäre die miserable Beteiligung nicht nur an Abstimmungen, sondern auch an Wahlen zu erklären, wo es nun schon die Regel ist, dass von dreien sich nur noch einer zur Urne begibt? Niemand wird diesem altersmässig mittleren Teil des Volkes die Tüchtigkeit absprechen, aber diese in Zahlen, wenn nicht geradezu in Geld zu bemessende Effizienz ist offenbar für viele tatsächlich ein Narkotikum, das sie für Wichtiges blind gemacht hat. Bei anderen, Nüchternen, ist sie von Skrupeln begleitet, von einem eklatanten Mangel an Zukunftsgewissheit, Sicherheit, Hoffnung. Man kommt, wenn man davon spricht, nicht leicht um den modischen Ausdruck «Krise der Identität» herum. Sie schlägt sich in unsicheren Fragen nieder wie: Was hat es im Zeitalter der Zusammenschlüsse noch auf sich mit dieser kleinen Nation? Mit diesen unseren bisherigen Vorstellungen von freier Marktwirtschaft? Sind wir tatsächlich alle immer völlig unsozial und undemokratisch gewesen, indem wir glaubten, es müsse notwendigerweise Stufungen der Kompetenz und der Verantwortung geben im Betrieb, im Staat, in den Schulen? Wenn wir dachten, es gebe Gewissensgründe nicht nur für die Dienstverweigerung, sondern auch für die Erfüllung des Dienstes? War alles falsch, was wir und wie wir es gemacht haben? – Die «Verunsicherung» ist sehr gross.

Wenn man sich fragt, seit wann es sie gibt, stellt man überrascht fest: die letzte Zeit ohne solche Unsicherheit waren die schwierigen Jahre zwischen 1939 und 1945. Das ist nur objektiv gesagt, nicht wertend; Sicherheit braucht nichts Gutes, Unsicherheit nichts Uebles zu sein. Es ging uns in jenen Jahren nicht gut. Dennoch gibt es heute tausendfach dieses Gefühl: Die Nation war damals besser dran als jetzt; wir wussten, wer wir waren und wozu wir lebten und arbeiteten. Wussten, wofür man war, wie man wusste und zu sagen wagte, wogegen man war. Die Nation hatte einen Sinn, und das Tun jedes einzelnen hatte seinen Sinn. Es gab Angst und Bedrücktheit, aber auch Mut



Vor Monaten starb Karl Schmid, Hochschulprofessor, hoher Offizier, hervorragender Staatsbürger, aussergewöhnlich universell gebildeter, warmherziger, liberaler Mensch, dessen zahllosen Aufsätze, Reden und Essays vom Artemis-Verlag in vier Bänden herausgegeben wurden. Kürzlich erschien ein fünfter Band «Fortschritt und Dauer — Aufsätze und Reden Band III». Der Inhalt der neuen Arbeiten klingt in diesem Titel an. Aus einer davon (Der Fortschritt und sein Preis) stammt der Text auf dieser Seite.

Die Art Generationenkonflikt, von der darin die Rede ist, beschäftigt seit den fünfziger Jahren immer wieder auch den Nebelspalter, nämlich seine Mitarbeiter und Leser. Das Auseinanderklaffen der Meinungen, wie Karl Schmid sie beschreibt, zeigt sich auch im Unterschied zwischen den Meinungen, die im Nebelspalter zum Ausdruck kommen, ein Unterschied, der dem Blatte gelegentlich zum Vorwurf gemacht wird. Dass solche Oeffnung nach allen Seiten dem Geiste Karl Schmid's verwandt ist, darf Leser jeder couleur mit Genugtuung erfüllen.

Bruno Knobel

und Hoffnung, und schliesslich, 1945, das Gefühl der Befreiung vom Druck der Ungewissheit.

Im nachhinein mag diese Zeit geradezu als glücklich erscheinen. Die realen Sorgen waren begründeter als heute, die Angst konkreter – aber man sah die Gefahren vor sich und konnte sich mit ihnen auseinandersetzen. Es gab Beklemmung, Mangel, Bedrohung – aber man wird in Texten jener Jahre den Ausdruck nicht finden, der heute jung und alt so geläufig ist: das Wort «Malaise».